

Lew N. Tolstoi

Der Tod

# Der Tod.

von  
**Graf Lew N. Tolstoi.**

---

Aus dem Russischen von Wilhelm Lange.



Breslau.  
Druck und Verlag von S. Schottlaender.

# Inhaltsverzeichnis

## Der Tod.

- I.
- II.
- III.
- IV.



Nord und Süd  
Eine deutsche Monatsschrift.  
herausgegeben von  
Paul Lindau  
1884 Band 29 Apr. - Mai. - Juni. Seite 279.



I.

Es war Herbst. Über die Landstraße fuhren mit großer Schnelligkeit zwei Wagen dahin. In dem ersten saßen zwei Frauen, eine bleiche, abgemagerte Dame und eine Kammerzofe mit vollen Formen und hellrothem Gesicht. Unter dem verschossenen Hut drangen kurze trockene Haare hervor, welche sie mit den rothen, in zerrissenen Handschuhen steckenden Fingern von Zeit zu Zeit heftig zurückstrich. Der hohe, mit einem Linnentuch bedeckte Busen athmete Gesundheit, die lebhaften schwarzen Augen schauten bald durch das Fenster auf die dahineilenden Felder, bald warfen sie einen scheuen Blick auf die Dame oder musterten ruhig das Innere des Wagens.

Unmittelbar vor dem Gesicht der Zofe wiegte sich in einem Netz der Hut ihrer Herrin, auf ihren Knien lag ein kleiner Hund, die Füße ruhten auf den im Wagen stehenden Kästchen, deren Stoßen und Rütteln kaum zu hören war vor dem Knarren der Federn und dem Klirren der Scheiben.

Die Hände in den Schooß gelegt, die Augen geschlossen, wiegte sich die Dame schwach hin und her auf den Kissen, welche ihr in den Rücken gelegt, waren, und ihr Gesicht zog sich bei den fortwährenden Hustenanfällen krampfhaft zusammen. Auf dem Kopfe hatte sie eine weiße Haube und um den zarten, bleichen Hals war ein blaues Tuch geschlungen. Ein gerader Scheitel, der unter der Haube hervortrat, theilte das blonde, ganz

flach gestrichene Haar in zwei Theile, die weiße Haut dieses breiten Scheitels hatte etwas eigenthümlich Trockenes, Erstorbenes.

Die welke, etwas gelbliche Haut des zarten, schönen, aber schlossen Antlitzes zeigte aus den Wangen rothe Flecken. Die trockenen Lippen waren in unruhiger Bewegung, die Wimpern dünn und gerade; ein Reisetuch bildete auf der eingefallenen Brust starre, gerade Falten. Obgleich die Augen geschlossen waren, so hatte doch das Antlitz der Dame einen Ausdruck von Müdigkeit, Gereiztheit und Kränklichkeit.

Auf dem Bock saß zusammengekauert ein Diener und schließ der neben ihm sitzende Kutscher trieb unter fortwährendem Schreien vier kräftige, — schweißtriefende Pferde zur Eile an und blickte von Zeit zu Zeit zurück nach dem andern Kutscher, wenn dessen Rufe ihn erreichten. Gleichmäßig und schnell zeichneten sich in dem kalkhaltigen Schmutz der Straße breite, parallel laufende Wagenspuren ab. Der Himmel war grau und kalt, auf Feld und Straße lagerte feuchter Nebel. Die Luft im Innern des Wagens war außerordentlich schwül und mit Dunst und Kölnischem Wasser geschwängert. Die Kranke neigte den Kopf zurück und öffnete langsam die Augen — große, glänzende, dunkle Augen.

»Schon wieder,« sprach sie, nervös mit der schönen, vertrockneten Hand den Schooß des Mantels ihrer Kammerzofe zurückstoßend, der kaum ihren Fuß streifte.

Und ihr Mund zog sich krampfhaft zusammen. Matrescha, das Kammermädchen, zog mit beiden Händen den Mantel zurück, richtete sich auf ihren kräftigen Beinen auf und setzte sich etwas weiter zurück. Ihr frisches Antlitz bedeckte sich mit flammender Röthe. Die schönen dunklen Augen der Kranken folgten mit einer Art Gier den Bewegungen der Zofe. Die Dame stützte sich mit beiden Händen aus den Sitz und wollte sich ebenfalls erheben, um sich höher zu setzen. Aber ihre Kräfte ließen sie im Stich. Wiederum zog sich der Mund zusammen, und das Gesicht nahm einen Ausdruck ohnmächtiger, zorniger Ironie an.

»Wenn Du mir wenigstens helfen wolltest! . . . Ach, ist nicht nötig . . . ich kann's allein . . . nur lege mir, wenn ich bitten darf, nicht Deine eigenen sackartigen Kissen in den Rücken! . . . Schon

gut . . . laß lieber die Hand davon . . . verstehst es ja doch nicht!«

Die Dame schloß die Augen, dann öffnete sie dieselben plötzlich wieder und sah ihre Zofe an. Matrescha, die sie beobachtet hatte, biß sich in die rothe Unterlippe. Ein schwerer Seufzer entrang sich der Brust der Kranken. Aber der Seufzer verwandelte sich sofort in ein Husten. Sie wandte sich ab, das Gesicht zog sich convulsivisch zusammen, und beide Hände griffen nach der Brust. Als das Husten vorüber war, schloß sie von Neuem die Augen und blieb wieder lange unbeweglich.

Die beiden Wagen fuhren in ein Dorf ein. Matrescha zog ihre volle Hand unter dem Kleide hervor und machte das Kreuzzeichen.

»Was bedeutet das?« fragte die Dame.

»Wir sind hier auf einer Station angekommen, gnädige Frau.«

»Ich frage, warum Du das Kreuzzeichen machst.«

»Da ist eine Kirche, gnädige Frau.«

Die Kranke wandte sich nach dem Fenster um und begann sich langsam zu bekreuzen, während sie mit ihren großen Augen die lange Dorfkirche betrachtete, an welcher sie vorüberfuhren.

Die Wagen hielten an dem Stationsgebäude. Aus dem letzten stiegen der Gatte der kranken Dame und der Arzt. Beide traten an den ersten Wagen.

»Wie befinden Sie sich?« fragte der Arzt und fühlte ihr den Puls.

»Nun, mein Herz, bist Du noch nicht müde?« sagte der Gatte aus französisch; »möchtest Du nicht aussteigen?«

Matrescha schob einige Gepäckstücke zurück und drückte sich in die Ecke, um nicht zu genieren.

»Noch immer so,« antwortete die Kranke. »Nein, ich steige nicht aus!«

Der Mann wartete noch ein wenig und trat dann in das Stationsgebäude. Matrescha sprang aus dem Wagen und eilte auf den Fußspitzen über die schmutzige Straße.

»Daß ich leidend bin, ist doch kein Grund für Sie, nicht zu frühstücken,« sagte die Kranke mit schwachem Lächeln zu dem Arzt, der am Wagenschlag stehen geblieben war.

Langsam entfernte sich nun auch der Arzt; an der Treppe

angekommen lief er schnell die Stufen hinan.

»Niemand kümmert sich um mich,« murmelte die Kranke. »Sie fühlen sich wohl, alles Andere ist ihnen gleichgültig. O mein Gott!«

Als der Gatte den Arzt kommen sah, rieb er sich mit heiterem Lächeln die Hände und sagte: »Nun, Eduard Iwanowitsch, ich habe das Reisekästchen mit dem Liqueur holen lassen. — was sagen Sie zu einem Gläschen?«

»Ein vortrefflicher Gedanke,« antwortete der Doktor.

»Nun, und meine Gattin?« fragte der Mann mit einem Seufzer, indem er die Stimme senkte und die Brauen in die Höhe zog.

»Wie ich Ihnen bereits bemerkte: sie wird nicht bis nach Italien kommen, ja Gott weiß, ob wir auch nur Moskau erreichen. Namentlich bei solchem Wetter.«

»Was sollen wir denn beginnen? . . . Ach mein Gott, mein Gott!« Und er verhüllte die Augen mit der Hand.

»Gieb her!« fuhr er zu dem Manne gewendet fort, der das Reisekästchen mit dem Liqueur hereinbrachte.

»Die Reise hätte noch verschoben werden müssen,« antwortete der Arzt achselzuckend.

»Aber ich bitte Sie, was konnte ich dabei thun?« entgegnete der Gatte. »Habe ich nicht alle Hebel in Bewegung gesetzt, um sie zurückzuhalten? Ich sprach ihr von den bedeutenden Kosten, von den Kindern, die wir allein zurücklassen müssen, von meinen Geschäften, — sie will von Nichts hören. Sie macht sich Pläne für einen längeren Aufenthalt im Auslande, als wäre sie ganz gesund. Und ihr sagen, wie es mit ihr steht, das hieße ihr den Todesstreich geben.«

»Aber sie hat ihn ja bereits erhalten, diesen Todesstreich! — das vermag ich Ihnen nicht zu verheimlichen, Wassili Dmitritsch; ohne Lungen kann der Mensch nicht leben, und die Lungen wachsen nicht wieder. Das ist traurig und schmerzlich, aber es giebt kein Mittel dagegen. Unsere Aufgabe besteht nun darin, dafür zu sorgen, daß sich ihr Ende so ruhig wie möglich gestalte. Sie müssen sich nach einem Geistlichen umsehen.«

»Ach mein Gott! Bedenken Sie doch, Welch eine Lage für mich, ihr von ihren letzten Augenblicken reden zu müssen! Mag kommen was will, das übernehme ich nicht. Sie wissen ja selbst,

welch ein gütiges Wesen sie ist . . . «

»So versuchen Sie wenigstens, sie zu bestimmen, doch zu bleiben, bis man mit Schlitten fahren kann,« sprach der Arzt, vielsagend den Kopf hin und her wiegend; »sonst könnte es ein übles Ende nehmen mit unserer Reise . . . «

»Axjuscha! Heda, Axjuscha! . . . « rief die älteste Tochter des Postmeisters dem jüngeren Schwesterchen zu, indem sie sich die Katzaweika [Kopfputz russischer Mädchen.] um den Kopf warf und auf die schmutzige Hintertreppe hinauslief; »komm, wir wollen uns mal die gnädige Frau ans Schirkin ansehen! Ich höre, sie soll wegen Schwindsucht in's Ausland reisen. Ich habe noch niemals einen Schwindsüchtigen gesehen.«

Axjuscha kam herbeigestürmt, die Mädchen faßten sich an die Hand und eilten aus den Hof. Als sie in die Nähe des Wagens kamen und durch das herabgelassene Fenster blickten, gingen sie etwas langsamer. Die Kranke wandte sich nach ihnen um; als sie jedoch ihre Neugierde bemerkte, machte sie ein finsternes Gesicht und zog den Kopf zurück.

»Herrje!« sprach die Ältere, hastig den Kopf umwendend; »diese wunderschöne Dame, — wie sie jetzt aussieht! Man bekommt ordentlich einen Schrecken. Hast Du gesehen, Axjuscha, hast Du gesehen?«

»Ja, und wie schrecklich mager sie ist!« bestätigte Axjuscha. »Komm, wir wollen sie uns noch einmal ansehen; wir thun, als gingen wir zum Brunnen. Schau, da hat sie sich umgewendet, — ich sah sie wieder. Es ist zum Erbarmen, Mascha!«

»Ja, und dieser Schmutz!« antwortete Mascha; und beide liefen zum Thor zurück.

»Ich muß wirklich schrecklich aussehen,« dachte die Kranke; »wenn ich nur schnell, recht schnell in's Ausland käme; dort werde ich sicherlich bald wieder gesund.«

»Nun, wie ist Dir, liebes Kind?« sagte der Gatte, an den Wagen tretend, während er noch an etwas kaute.

»Immer ein und dieselbe Frage,« dachte die Kranke . . . »und dabei ißt er noch!« . . .

»So, so,« murmelte sie durch die Zähne.

»Weißt Du, meine Liebe, ich fürchte, die Fahrt bei diesem

Wetter wird Dir übel bekommen; auch Eduard Iwanowitsch ist dieser Ansicht. Sollen wir nicht lieber umkehren?«

Sie bewahrte ein erbittertes Schweigen.

»Das Wetter wird sich bessern, vielleicht kann man bald mit dem Schlitten fahren; dann würde Dir die Reise nicht so beschwerlich fallen, und wir könnten Alle zusammen fahren.«

»Verzeihe. Hätte ich schon früher nicht auf Dich gehört, so befände ich mich jetzt in Berlin und wäre schon wieder ganz gesund.«

»Was sollte ich machen, liebes Kind? Es war unmöglich, das weißt Du ja selbst. Aber wenn Du jetzt nur noch vier Wochen warten wolltest . . . dann würdest Du vollkommen wiederhergestellt sein; ich könnte meine Geschäfte zu Ende führen . . . auch wäre es uns dann möglich, die Kinder mitzunehmen . . . «

»Die Kinder sind gesund und ich bin krank.«

»Aber bedenke doch, mein Herz, bei diesem Wetter . . . Wenn die Krankheit sich unterwegs verschlimmerte . . . im anderen Fall sind wir dann wenigstens zu Hause . . . «

»Was, zu Hause? . . . Zu Hause sterben?« antwortete die Kranke heftig.

Aber das Wort »sterben« hatte sie sichtlich erschreckt; sie blickte den Gatten flehend und zugleich fragend an. Er senkte die Augen und schwieg. Der Mund der Kranken verzog sich plötzlich wie bei einem Kinde, und die Thränen flossen ihr über die Wangen. Der Gatte verhüllte sich das Gesicht mit einem Tuch und trat von dem Wagen zurück.

»Nein, ich fahre weiter,« sprach die Kranke, die Augen zum Himmel hebend; und dann faltete sie die Hände und begann halb vernehmliche Worte zu flüstern.

»Mein Gott, warum denn?« sagte sie und die Thränen flossen immer heftiger.

Lange und heiß betete sie, aber es war ihr so schmerzhaft, so beklommen in der Brust; den Himmel, die Straße, die Felder bedeckte eine so graue, düstere Luft, und derselbe graue Nebel lagerte auf der schmutzigen Straße, auf den Dächern, auf den Wagen und den Schafspelzen der Kutscher, welche unter lautem,

fröhlichem Geplauder den Wagen schmierten und frische Postpferde vorspannten.

---

## II.

Der Wagen war angespannt, nur der Kutscher war noch nicht wieder zurück. Er hatte sich in die Kutscherstube begeben. Dort war es dunstig, heiß und dunkel, und es roch nach frischgebackenem Brot, Kohl und Schaffellen. Es hatten sich hier mehrere Kutscher eingefunden, und die Köchin machte sich um den Ofen zu schaffen, auf welchem unter einem Schafspelz ein Kranker lag.

Der Kutscher, ein noch ganz junger Bursch, trat in seinem Tulup [Schafspelz.] und mit der Peitsche im Gürtel herein.

»Onkel Fedor! Heda, Onkel Fedor!« rief er, sich an den Kranken wendend.

»Was willst Du denn, Du Herumtreiber!« rief ihm einer der Kutscher zu; »siehst Du denn nicht, daß die draußen in dem Wagen auf Dich warten?«

»Ich möchte ihn um seine Stiefel bitten; die meinen sind ganz abgenutzt,« fuhr der Bursche fort.

Er warf die langen Haare zurück und steckte seine Handschuhe in den Gürtel.

»Schläft er vielleicht? . . . Heda, Onkel Fedor!« wiederholte er, nahe zum Ofen tretend.

»Was giebt's?« seufzte eine schwache Stimme, und ein abgemagertes, röthliches Gesicht neigte sich über den Rand des Ofens herab. Eine breite, vertrocknete, fleischlose Hand, die stark mit Haaren bewachsen war, streckte sich aus und zog einen Kaftan über die spitzigen Schultern, welche ein schmutziges Hemd bedeckte.

»Gieb mir einen Schluck Wasser, Bruder . . . und was wünschst Du?«

Der Bursch reichte ihm einen Krug mit Wasser.

»Ja, siehst Du, Fedja, « [Diminutiv von Feder.] sprach er zögernd, »natürlich brauchst Du jetzt keine neuen Stiefel mehr; schenk sie mir, denn Du wirst sie ja doch nicht mehr anziehen.«

Der Kranke neigte den müden Kopf über den irdenen Krug, und

den dünnen herabhängenden Schnurrbart in das dunkle Wasser tauchend, that er einen gierigen Zug. Der wirre Bart war etwas unsauber, die eingefallenen, trüben Augen vermochten sich nur mit Anstrengung auf das Gesicht des Burschen zu richten. Als der Kranke zu trinken aufhörte, wollte er die Hand erheben, um sich die feuchten Lippen abzuwischen; aber er vermochte es nicht und trocknete sie sich mit dem Ärmel des Kaftans. Er athmete schwer durch die Nase, nahm alle seine Kräfte zusammen und sah den jungen Menschen fest, aber schweigend an.

»Hast Du sie vielleicht schon einem Andern versprochen?« fuhr der Bursch fort, »nu, dann wär' ich ja zu spät gekommen. Die Sache ist die, daß es jetzt sehr klatschig ist, und ich muß in's Wetter hinaus; und da dacht' ich bei mir: willst mal zu Fedja gehn und ihn um seine Stiefel bitten; er braucht sie ja doch nicht mehr. Wenn Du sie vielleicht selbst brauchst, so sag's nur.«

In der Brust des Kranken begann es zu röcheln; er krümmte sich und begann hohl zu husten.

Da ganz plötzlich drang die zornige Stimme der Köchin bis in die Stube.

»Aber wozu sollte er sie denn gebrauchen?« rief sie. Seit zwei Monaten ist er ja nicht vom Ofen heruntergekommen. Sieh nur, wie er sich abquält; - die Krankheit ist ganz innerlich — hör' nur. Wozu sollte er da noch Stiefel gebrauchen? Mit den neuen Stiefeln werden sie ihn nicht begraben.« Und das ist die höchste Zeit, Gott verzeih mir die Sünde! Sieh, wie es ihn peinigt! Wenn man ihn wenigstens noch in eine andere Hütte oder sonst wohin brächte! Es soll ja in der Stadt Krankenhäuser geben. Ist denn das eine Sache, die ganze Ecke ganz allein einzunehmen? Man kann sich gar nicht mehr drehen und wenden. Und da soll man noch für Reinlichkeit sorgen.«

»He, Serega, geh, mach Dich auf den Bock, die Herrschaft wartet!« rief der Postmeister dem Kutscher zu.

Serega wollte hinausgehen, ohne auf Antwort zu warten; aber der Kranke hatte ihm während des Hustens zu verstehen gegeben, daß er antworten wolle.

»Nimm die Stiefel, Serega,« sprach er, seinen Husten einen Augenblick unterdrückend und ein wenig zu Atem kommend. »Nur

mußt Du mir einen Stein kaufen, wenn ich sterbe; hörst Du?« fügte er mit heiserer Stimme hinzu.

»Danke, Onkel. So nehm' ich sie denn; und den Stein, Fedor, den kauf' ich Dir.«

»He, Burschen, Ihr habt's gehört,« konnte der Kranke noch hinzufügen. Und dann kehrte der Hustenanfall zurück und er krümmte sich wieder.

»Ja, ja, wir haben's gehört,« sprach einer der Kutscher; »und nun geh, Serega, und setz Dich auf den Bock, — da kommt der Postmeister schon wieder hereingelaufen. Die gnädige Frau von Schirkin ist krank.«

Serega zog sich hurtig seine zerrissenen, ungewöhnlich großen Stiefel aus und schleuderte sie unter die Bank. Die neuen Stiefel des Onkels Fedor passten ihm wie angegossen, und sie wohlgefällig betrachtend, kehrte Serega nach dem Wagen zurück.

»Hei, sind das stolze Stiefel! Wart, ich will sie Dir schmieren!« sprach einer der Kutscher, der eine Schmierbüchse in der Hand hielt, während Serega wieder auf den Bock stieg und die Zügel zur Hand nahm. »Hat er sie Dir umsonst gegeben?«

»Du bist wohl neidisch darauf?« antwortete Serega, sich aufrichtend und die Schöße seines Kaftans über die Beine schlagend. »Laß nur; und nun jüh, meine Falken!« schrie er seinen Pferden zu und knallte mit der Peitsche. Und die beiden Wagen mit ihren Reisenden, Koffern und Kisten rollten in dem grauen Herbstnebel schnell über die aufgeweichte Landstraße dahin.

Der kranke Kutscher blieb auf dem Ofen in der dunstigen Stube. Er haftete nicht mehr, seine Kräfte waren erschöpft, er drehte sich auf die andere Seite und verstummte.

Bis zum späten Abend dauerte das Aus- und Eingehen; man aß und trank; aber den Kranken hörte man nicht mehr. Als es vollständig Nacht geworden, stieg die Köchin auf den Ofen und breitete Fedor noch einen Schafspelz über die Beine.

»Sei mir nicht böse, Nastassja,« murmelte der Kranke, »ich werde Dir hier bald Platz machen.«

»Schon gut, schon gut, das hat nichts zu sagen,« brummte Nastassja; »wo thut Dir's weh, Onkel? . . . Sag's nur . . . «

»Innerlich . . . überall . . . Gott mag wissen, was es ist.«

»Und wenn Du hustest, thut Dir's dann in der Kehle weh?«

»Überall thut's weh. Mein Tod ist gekommen, das ist klar. Ach, ach ach,« stöhnte der Kranke.

»Deck Dir doch die Beine ordentlich zu,« sprach Nastassja. Und damit zog sie den Kaftan über ihn und stieg wieder vom Ofen herab.

Während der Nacht brannte in der Stube ein schwaches Licht. Nastassja und ein Dutzend Kutscher schliefen laut schnarchend auf dem Fußboden und den Bänken. Nur der Kranke röchelte leise, hüstelte und wandte sich auf dem Ofen hin und her. Als es zu dämmern begann, ward er ganz still.

»Da hab' ich eben einen merkwürdigen Traum gehabt,« sprach die Köchin, sich bei den ersten Strahlen der Morgendämmerung reckend. »Mir träumte, Onkel Fedor sei vom Ofen herabgeklettert und hinausgegangen, um Holz zu hacken. Wart, Nastassja, sagte er, ich will Dir helfen. — Was fällt Dir ein, Du willst Holz hacken? — Aber er nimmt seine Axt und macht sich an die Arbeit und es geht ihm so hurtig von der Hand, daß die Späne nur so fliegen. Herrje, sag' ich, aber soeben warst Du ja noch krank? — Nein, sagt' er, ich bin ganz gesund, und dabei schwingt er die Axt so, daß mir angst und bange wird. Ich schreie hell auf und werde wach. — Sollte er vielleicht tot sein? Onkel Fedor! heda, Onkel Feder!«

Fedor antwortete nicht.

»Na, sollt' er wirklich tot sein? Da muß ich doch einmal nachsehen,« sprach einer der gerade erwachenden Kutscher.

Die vom Ofen herabhängende dürre, mit röthlichen Haaren bedeckte Hand war ganz kalt und bleich.

»Man sollte wirklich meinen, er sei tot, das müssen wir dem Posthalter melden,« sprach der Kutscher.

Verwandte hatte Fedor nicht, — er war aus einer anderen Gegend herübergekommen.

Am folgenden Tage wurde er auf dem neuen Kirchhof hinter dem Wäldchen begraben, und mehrere Tag lang erzählte Nastassja Allen von dem Traum, den sie gehabt, und daß sie die Erste sei, welche Onkel Fedor als Geist gesehen.

---

### III.

Der Frühling ist gekommen. Durch die nassen Straßen der Stadt fließen zwischen den aufgehäuften Schnee- und Eismassen murmelnd eilige Bäche dahin. Alles ist hell und strahlend: die Farbe der Kleider, der Klang der Stimmen und die Gesichter der sich im Freien bewegenden Menschen. In dem Gärtchen hinter den Hecken springen die Knospen an Busch und Baum, und mit leisem Säuseln wiegen sich die Zweige im Nordwind. Überall fließen und fallen durchsichtige Tropfen herab . . . Die jungen Spatzen piepen und fliegen mit ihren kleinen Schwingen hin und her. An der Sonnenseite, auf den Häusern, Bäumen und Hecken ist Alles in lebhafter, schillernder Bewegung. Nicht bloß am Himmel und auf Erden, auch in den Herzen der Menschen herrscht jugendliche frische Fröhlichkeit.

Auf einer der Hauptstraßen, vor einem großen Herrenhause war frisches Stroh gestreut. In diesem Hause befand sich dieselbe sterbende Kranke, welche im Herbst der Grenze zueilte.

An der fest verschlossenen Thür ihres Zimmers standen der Gatte der Kranken und eine bejahrte Frau. Auf einem Sopha saß ein Geistlicher mit gesenkten Augen, in den Händen irgend einen eingewickelten Gegenstand haltend. In einer Ecke des Zimmers saß in halbliegender Stellung eine alte Dame, die Mutter der Kranken, auf einem Stuhl und weinte. Neben ihr stand eine Kammerzofe. Sie hielt ein sauberes Taschentuch in der Hand, damit sie es der Dame, wenn sie es verlangte, sofort reichen könnte; eine zweite Zofe trocknete ihrer Herrin die Schläfen und hauchte ihr durch die Haube auf das graue Haupt.

»Nun, Gott geleite Sie, liebe Freundin,« sprach der Gatte zu der alten Dame, welche neben der Thür stand. »Sie hat ein solches Vertrauen zu Ihnen, Sie verstehen ihr so zum Herzen zu reden, — bitte, liebe Freundin, gehen Sie zu ihr und trösten Sie sie.«

Und er wollte die Thür öffnen; aber seine Cousine hielt ihn zurück, strich sich mehrmals mit dem Tuch über die Augen und schüttelte das Haupt.

»Jetzt kann man's mir doch nicht mehr ansehen, daß ich geweint habe?« sagte sie; und die Thür ein wenig öffnend, trat sie in das Krankenzimmer.

Der Gatte war in heftiger Aufregung; er schien ganz niedergeschlagen. Er näherte sich der alten Dame; aber nachdem er einige Schritte gethan, wandte er sich wieder um, ging durch das Zimmer und trat zu dem Geistlichen. Dieser sah ihn an, zog die Brauen in die Höhe und seufzte. Auch sein dichter grauer Bart richtete sich in dieser Weise auf und fiel dann wieder zurück.

»Mein Gott, mein Gott!« sagte der Gatte.

»Was ist dagegen zu machen?« murmelte der Geistliche und wiederum hoben und senkten sich Brauen und Bart.

»Und ihre Mutter dort!« fuhr der Gatte fast verzweiflungsvoll fort. »Diesen Schlag überlebt sie nicht. Sie liebt sie so unaussprechlich, so über Alles! . . . Väterchen, wenn Sie's versuchen wollten, sie ein wenig zu beruhigen, und sie dann fortzuführen . . . «

Der Geistliche stand auf und näherte sich der alten Dame.

»Ja, Niemand vermag in das Mutterherz zu schauen . . . '« sagte er, »allein Gottes Barmherzigkeit ist unendlich.«

Das Antlitz der alten Dame zog sich plötzlich convulsivisch zusammen und ein hysterisches Schluchzen erschütterte den ganzen Körper.

»Gottes Barmherzigkeit ist unendlich,« wiederholte der Geistliche, als sie sich ein wenig beruhigt hatte. »In meiner Gemeinde war einmal ein Kranker, mit dem es noch viel schlimmer stand als mit Maria Dmitrijewna. Nun, ein ganz einfacher Mann hat ihn in ganz kurzer Zeit mit bloßen Kräutern geheilt.«

»Dieser kräuterkundige Mann befindet sich jetzt in Moskau. Ich habe Wassili Dmitrijewitsch von ihm gesprochen — man könnte ja einmal einen Versuch machen — es wäre wenigstens ein Trost für die Kranke. Bei Gott ist kein Ding unmöglich.«

»Nein, sie stirbt,« entgegnete die alte Dame. »Hätte doch Gott mich statt ihrer zu sich genommen.«

Und das hysterische Schluchzen wiederholte sich mit solcher Heftigkeit, daß sie das Bewußtsein verlor.

Der Gatte der Kranken verhüllte das Gesicht mit beiden Händen und eilte aus dem Zimmer.

Der Erste, den er im Korridor traf, war ein Knabe von sechs Jahren; das Jüngelchen lief aus aller Macht seinem jüngeren Schwesterchen nach.

»Sollen die Kinder zu der gnädigen Frau gebracht werden?« fragte die Wärterin.

»Nein, sie will sie nicht sehen. Das würde sie aufregen.«

Der kleine Junge blieb einen Augenblick stehen, sah seinem Vater aufmerksam in's Gesicht, drehte sich dann auf den Hacken und lief mit einem fröhlichen Aufschrei weiter.

»Siehst Du, Papa, sie ist jetzt Pferdchen!« rief der Kleine aus sein Schwesterchen deutend.

Inzwischen hatte sich in dem andern Zimmer die Cousine an das Lager der Kranken gesetzt. Mit kunstvoll gesetzten Worten bemühte sie sich, die Leidende mit dem Todesgedanken vertraut zu machen. An einem Fenster schüttelte der Arzt einen Trank.

Die Kranke, in ein weißes Gewand gehüllt, saß ganz von Kissen umgeben in ihrem Bett und sah ihre Cousine schweigend an.

Plötzlich unterbrach sie die Trösterin:

»Ach, liebe Freundin, bereiten Sie mich doch nicht vor. Halten Sie mich doch nicht für ein Kind. Ich bin eine Christin. Ich weiß Alles. Ich weiß, daß ich nicht lange mehr zu leben habe; ich weiß, daß, wenn mein Gatte früher auf mich gehört hätte, ich jetzt in Italien, und vielleicht, nein ganz gewiß, vollständig gesund sein würde . . . Das sagen mir Alle . . . Aber was ist jetzt zu thun? Es ist offenbar Gottes Wille so. Wir sind alle große Sünder, das weiß ich; allein ich hoffe zu Gottes Barmherzigkeit, daß er Allen verzeihe . . . ja, er muß Allen verzeihen . . . Ich versuche mich zu prüfen, mich zu erforschen. Auch auf meinem Gewissen lasten viele Sünden, liebe Freundin. Aber was habe ich nicht auch gelitten! Ich habe mich bemüht, meine Leiden mit Geduld zu ertragen . . . «

»Soll ich den Geistlichen holen, liebe Freundin?« sprach die Cousine. »Sie werden sich erleichtert fühlen, wenn Sie Allen verzeihen haben.«

Die Kranke neigte zum Zeichen der Einwilligung das Haupt.

»O Gott, verzeihe mir alle meine Sünden,« flüsterte sie.

Die Cousine ging hinaus und winkte dem Geistlichen.

»Sie ist ein Engel!« sprach sie mit Thränen in den Augen zu dem Gatten.

Dieser weinte. Der Geistliche trat in das Zimmer; die alte Dame war noch immer bewußtlos; in dem ersten Zimmer war es ganz still. Nach fünf Minuten kehrte der Geistliche zurück, nahm seine Stola und ordnete sich das Haar.

»Gott sei Lob und Dank, jetzt ist sie ruhig,« sprach er; »sie wünscht Sie zu sehen.«

Die Cousine und der Gatte traten ein. Die Kranke weinte still vor sich hin und hielt die Blicke auf das Heiligenbild gerichtet.

»Ich wünsche Dir Glück, liebe Freundin,« sprach der Gatte.

»Danke! . . . Wie wohl ich mich jetzt fühle! . . . Welch unaussprechliche Milde ich empfinde,« sprach die Kranke. Und ein leichtes Lächeln irrte um ihre dünnen Lippen. »Wie allerbarmend Gott ist! Nicht wahr? Er ist barmherzig und allmächtig!«

Und von Neuem richtete sie in heißem Gebet die thränengefüllten Augen auf das Heiligenbild.

Da plötzlich schien sie sich an etwas zu erinnern. Sie bedeutete ihrem Gatten, er möchte an ihr Lager treten.

»Du willst niemals thun, um was ich Dich bitte,« sprach sie mit schwacher, unzufriedener Stimme . . .

Der Gatte streckte den Kopf vor und hörte sie demüthig an.

»Was ist es denn, Liebe?«

»Wie oft sagte ich Dir, daß diese Ärzte nichts verstehen; es giebt so einfache Mittel, welche gleich wirken . . . der Geistliche hat mir soeben davon gesprochen . . . ein ganz einfacher Mann . . . laß ihn kommen . . . «

»Wen denn, liebes Herz?«

»Mein Gott, er will nichts begreifen! . . . «

Und die Kranke runzelte die Stirn und schloß die Augen.

Der Doktor trat zu ihr und erfaßte ihre Hand. Der Puls wurde immer schwächer, immer schwächer. Er gab dem Gatten ein

Zeichen. Die Kranke sah das und blickte die Beiden entsetzt an. Die Cousine wandte sich ab und begann zu weinen.

»Weine nicht, quäle Dich und mich nicht,« sprach die Kranke; »das raubt mir nur den letzten Rest von Ruhe!«

»Du bist ein Engel!« sprach die Cousine, ihr die Hand küssend.

»Nein, küsse mich hierhin, nur den Todten küßt man die Hand! Mein Gott! Mein Gott! . . . «

An demselben Abend war die Kranke bereits eine Leiche, und diese ward mitten in dem Saale des großen Hauses aufgebahrt.

In dem großen Zimmer saß bei verschlossenen Thüren einsam ein Küster und las in näselndem einförmigem Ton die Psalmen Davids. Von den hohen silbernen Leuchtern fiel das helle Licht der Wachskerzen auf die blasse Stirn der Verstorbenen, auf die schweren wachsbleichen Hände und die starren Falten des Leichentuchs, das von den Knien und den Zehen unheimlich gehoben wurde.

Ohne den Sinn zu verstehen, las der Küster in seiner eintönigen Weise weiter, und gar seltsam hallten seine Worte in dem tiefen Schweigen des großen Zimmers wieder, um sofort zu ersterben. Von Zeit zu Zeit drang aus einem fernen Zimmer das Rufen von Kinderstimmen herüber.

»Du verhüllst Dein Antlitz und sie werden verwirrt; Du rufst ihren Geist und sie sterben und kehren zum Staube zurück. Du sendest Deinen Geist und sie stehen auf und das Antlitz der Erde erneuert sich. Ehre und Preis dein Herrn in alle Ewigkeit. Amen.«

Das Antlitz der Verstorbenen ist starr und majestätisch. Nichts regt sich darin, weder auf der kalten Stirn, noch auf den fest geschlossenen Lippen. Sie ist ganz Aufmerksamkeit. Sollte sie jetzt die erhabenen Worte des Psalmisten verstehen?

---

## IV.

Vier Wochen später stand eine steinerne Kapelle auf dem Grabe der Verstorbenen. Auf dem des Kutschers befand sich noch immer kein' Stein, und nur das hellgrüne Gras erhob sich auf dem kleinen Hügel — dem einzigen Zeichen, daß hier ein Menschenleben geendet.

»Du lädst eine Sünde auf Dein Gewissen, Serega,« sprach eines Tages die Köchin in der Poststation, »wenn Du dem Fedor keinen Stein auf sein Grab setzt. Früher sagtest Du immer: »'s ist Winter, 's ist Winter!« — aber warum hältst Du jetzt nicht Wort? Hab ich's nicht selbst gehört, wie Du ihm das Versprechen gabst? Schon einmal ist er zu Dir gekommen, Dich zu mahnen; setzt Du ihm den Stein nun nicht endlich, so kommt er zum zweiten Mal und würgt Dich.«

»Aber weigere ich mich denn?« antwortete Serega; »ich werde den Stein kaufen, ganz wie ich's gelobt habe; für anderthalb Rubel kauf' ich einen. Vergessen hab' ich's nicht, aber erst muß ich ihn doch herschaffen. Sobald ich nach der Stadt komme, kauf' ich den Stein.«

»Wenn Du ihm wenigstens ein Kreuz setzen wolltest,« bemerkte ein alter Kutscher; »das ist wirklich schlecht von Dir; Du trägst ja doch seine Stiefel!«

»Wo soll ich ein Kreuz hernehmen? Aus einem Holzscheit kann man kein's zimmern.«

»Was redest Du da von einem Holzscheit? Nimm eine Axt, geh früh morgens in den Wald und mach Dir eins zurecht. Brauchst nur eine kleine Esche umzuhauen — dann hast Du Dein Kreuz. Geh aber früh, sonst mußst Du dem Waldhüter einen Schnaps geben. Für jede Lumperei ein Trinkgeld — das lohnt nicht. Da zerbrach ich dieser Tage eine Wage; ich holte mir einen Baum und machte mir eine neue — kein Mensch hat ein Wort gesagt.«

Früh am Morgen, fast noch vor Tagesanbruch, nahm Serega die Axt und ging in den Wald.

Der noch immer fallende, von der Sonne noch nicht erhellte

Thau breitete über Alles einen kalten mattweißen Schleier. Im Osten zeigte sich ein schwächer weißlicher Streif, der einen matten Widerschein warf auf das von leichten Wolken überzogene Himmelsgewölbe. Nichts regte sich, weder die Gräser unten am Boden, noch das Laub oben an den Bäumen. Nur von Zeit zu Zeit wurde durch leises, aus dichtem Buschwerk herausdringendes Flügelschlagen oder Rascheln an der Erde das Schweigen des Waldes unterbrochen.

Da mit einem Mal hallt ein eigenthümlicher, der Natur fremder Ton durch die Luft und erstirbt am Waldessaum. Aber der Ton wiederholt sich — wieder und wieder — in gleichen Zwischenräumen; er kommt von dem Stamm eines der unbeweglichen Bäume. Ein Wipfel beginnt heftig zu zittern, seine saftgeschwellten Blättern flüstern irgend etwas, und eine Grasmücke, die auf einem der Äste saß, flattert ein Weilchen pfeifend umher und setzt sich dann mit ausgebreitetem Schweif auf einen andern Baum.

Die Axt schlägt dumpf und immer dumpfer an den Stamm, die saftigen weißen Späne fliegen in das thaubenetzte Gras; und dann erfolgt ein leichtes Krachen. Der Baum erbebt am ganzen Körper, neigt sich, richtet sich rasch wieder auf und beginnt erschreckt auf seinen Wurzeln zu wanken. Einen Augenblick herrscht vollständiges Schweigen, aber der Baum neigt sich von Neuem, kracht in seinem Stamm und stürzt, ringsum Zweige abreißend und junge Schößlinge zermalmend, mit seiner Krone auf die feuchte Erde.

Die Axtschläge und das Geräusch der Schritte erstarben. Die Grasmücke piffte und stieg in die Luft. Der Zweig, den sie mit ihren Flügeln gestreift, erbebt einen Augenblick, dann sank er, wie die andern, mit all seinen Blättern in völlige Unbeweglichkeit zurück. Und die regungslosen Baumkronen strahlten noch fröhlicher, weil wiederum Raum zwischen ihnen entstanden war.

Die ersten Sonnenstrahlen durchbrachen die lichte Wolke am östlichen Horizont und erfüllten die Erde und den ganzen Himmelsraum mit glänzendem Licht. Der Nebel wälzte sich wie Wogen in die Wald- und Thalgründe; die Thautropfen an den Grashälmchen begannen zu schillern, die durchsichtigen weißen Wolken flohen eiligst über den blauenden Himmelsgrund. Die

Vögel im Gebüsch geriethen in unruhige Bewegung und begannen ausgelassen ein fröhliches Lied zu zwitschern, während die saftigen Blätter im Wipfel sich ruhig freudige Geheimnisse zuflüsterten und die Zweige der Bäume gemächlich, majestätisch sich zu bewegen anfangen über dem tot am Boden liegenden Baume.

